

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 240.

Freitag, 13. Oktober.

1916.

Die Eierbachs-Mädels.

(17. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

„Sie müssen tun, was Sie für das Richtige halten“, sagte Max gelassen.

„Sie sind ein Narr!“ brummte Eschhofen.

„Vielleicht! Vielleicht ein Narr!“ wiederholte Max mit ernster Betonung und schaute traurig zur Grete auf. — — —

Es gab wochenlang Konferenzen, Unterhandlungen und Sitzungen im Krankenzimmer. Grete hatte ihr Leben lang nicht so viel von Baugründen, von Häusern, Hypotheken und Geldangelegenheiten sprechen hören.

Ach, es war für sie ein letztes, wehmütiges Glück, das geliebte, dunkle Gesicht zu sehen, die Stimme zu hören, die schönen, schlanken Hände, die Van Dyk-Hände zu betrachten, die sie so gern gestreichelt hätte.

Auch der Spätherbst brachte noch klare Tage und wunderbare, sternenhelle Nächte. Wenn sie an das Fenster trat, um in der reinen Luft aufzuatmen, dann packte sie oft das Heimweh, als müßte sie aufschreien vor Qual. Und dann kam der Abschied von Max, der nach Rußland reiste.

Sie hatten mit Lüders zusammen in ihrem Atelier den Tee getrunken. Eine Stunde lang wollte sie noch fern von dem schrecklichen Krankenzimmer, in dem sie jetzt ihre Tage verlebte, mit ihm zusammen sein. Aber sie wagte ja kein Alleinsein. Sie durfte nicht alle Selbstbeherrschung verlieren.

Ach, solche letzte Frist vor dem Auseinandergehen. Man meint, man müßte sich noch vieles sagen und alles Gewöhnliche, Alltägliche scheint banal und nicht gut genug; aber der traurige Kopf gibt doch keinen schönen, großen Gedanken her und das zitternde Herz findet keinen Weg auf die Zunge. So bleibt man einsilbig und sieht doch mit Wangen die Minuten verstreichen.

Als Max ihr zum letzten Mal die Hand gegeben hatte, als das letzte Lebewohl gesprochen war, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, da rettete auch die Gegenwart des Freundes die arme Grete nicht vor einem Anfall wilder Verzweiflung.

„Rufen Sie ihn zurück, Lüders!“ schluchzte sie fassungslos. „Er soll nicht fort! Ich kann nicht von ihm lassen! Ich will nicht leben ohne ihn! Soll ich denn zugrunde gehen vor Sehnsucht?“

Der kleine Lüders drückte sie sanft auf ihren Stuhl zurück, hielt ihr die Hände wie einem kranken Kind und tröstete:

„Stark sein, Grete! Weinen Sie sich aus und dann sind Sie wieder mutig und gut. Man lernt tragen, was man tragen muß!“ fügte er mit leiser bewegter Stimme hinzu.

In ihrem eigenen Schmerz verstand Grete erst so ganz den melancholischen Zug in dem ernststen, blassen Gesicht des treuen Freundes, verstand sie mit Beschämung, wie viel Entfremdung sie von diesem lieben Menschen gefordert hatte.

„Ach, Lüders“, sagte sie mit umflorter Stimme, „nun sind Sie der einzige Kamerad, der bleibt! Aber auch Sie werden dieses Unglücks Haus bald verlassen,

und ich kann es Ihnen nicht verdenken, wenn es Sie fortzieht nach München in den alten, lustigen Kreis. Dann bin ich ganz allein in diesem Jammer.“

„Ich gehe ja nicht, wenn Sie mich nicht fortjücken. So viel ich brauche, verdiene ich auch hier. Wissen Sie noch, wie ich einmal den Löwen der Bavaria gespielt habe? Ein armer Löwe, der ja eigentlich nur ein Pudel war. Aber für den Pudel da eigne ich mich ganz gut.“

Sie fühlte, wie er sich Mühe gab, ihre Gedanken abzulenken, sie zu erheitern.

„Sie sind ein so lieber Kerl, Lüders. Ich verdien' es gar nicht, daß Sie mich so gern haben. Früher, da waren Sie noch manchmal ein bißchen eifersüchtig und brummig und böse. Aber nicht wahr, jetzt fühlen Sie wohl, daß Sie nur Mitleid mit mir haben müssen und daß Sie mir nicht zürnen dürfen, auch wenn ich Ihnen mein schweres Herz verraten habe.“

„Ich habe verzichtet, Grete, auf eigenes Glück!“ sagte er ernst. „Mein Leben ist mir ganz gleichgültig; schon längst. Es hat kein Gutes, wenn man, wie die Alten, nur mehr zuschaut, nichts mehr hofft, nichts mehr erwartet. Wenn ich Ihnen noch ein bißchen helfen kann — das ist alles, was ich wünsche.“ ...

Eben kam der Wärter angestürzt.

„Gnädige Frau! Der Herr will, daß Sie zu ihm kommen. Er ist in so schlechter Laune.“

„Wo bleibst du denn den ganzen Nachmittag?“ rief Eschhofen ungeduldig. „Soll ich ewig allein sein mit diesem stupiden Menschen? Du mußt mir einen Brief schreiben.“

„Gern, Emil. Und dann spielt Lüders vielleicht eine Partie Schach mit dir“, sagte Grete ergeben mit ihren rotgeweinten Augen.

* * *

Langsam, träge schleichen in einem Hause, in dem ein Siecher liegt, die Tage hin; wie ausgeschaltet scheint das Heim vom frischen Leben, das draußen weiterflutet; die Bekannten werden des Nachtragens müde und allmählich sinkt der Unglückliche und seine Umgebung in Vergessenheit. Und beim Rückblick wundert man sich dann doch, wie die Wochen, die Monate sich anreihen, dahinzogen in gleichmäßiger Trübseligkeit, in einem grauen Nebel.

Fast zwei Jahre waren vergangen, seit Grete mit dem gelähmten Mann zurückgekehrt war in die Wohnung, in der schon ihre gepackten Koffer standen, die sie für immer hatte verlassen wollen.

Sie tat ihre Pflicht; sie war eine geduldige Pflegerin; aber die frische Lebensfreude, die ihr Gesicht, ihre ganze Erscheinung belebt, die ihrem Wesen einen so besonderen Reiz verliehen hatte, schien wie erstorben. Müde Ergebenheit in das Schicksal sprach nun aus ihrer leiseren Stimme, aus ihren blasseren Zügen.

Eschhofen hatte auch einer Frau, die ihn liebte, die Pflege nicht leicht gemacht; er war rücksichtslos in seinem Egoismus und tyrannisierte mit seinen Rauten

von seinem Lager aus das ganze Haus. Anfänglich hatte er Grete überhaupt nicht aus dem Zimmer lassen wollen, bis der Arzt energischen Einspruch erhob und befahl, die junge Frau müsse jeden Tag an die Luft.

Es waren die Stunden des Aufatmens, wenn Grete ihre Freundin Anna zu einem Spaziergang vom Geschäft abholte oder mit Rüders vor die Stadt hinausging oder durch den Palmengarten schlenderte. Der treue Freund hatte sie nicht verlassen; er war der einzige, der ihr manchmal die Last abnahm, den Kranken zu unterhalten, ihm die Zeitung vorlas oder mit ihm eine Partie Schach spielte. Das Schach war für Eichhofen, der wegen Schlaflosigkeit viel Brom nehmen mußte und dessen Gedächtnis darunter litt, zu anstrengend geworden. Er interessierte sich allmählich nur mehr für Essen und Trinken; aber er war von ängstlicher Sorge für seine Gesundheit und tat gehorham alles, was die Ärzte rieten, um sein armseliges Dasein zu erhalten.

Max Schmidt hatte als einer der Architekten der Aktiengesellschaft immer noch viel Aufträge, aber er ließ sich fast nur ins Ausland schicken. Nur zur Generalversammlung kam er nach Frankfurt zurück.

Diese flüchtigen Begegnungen waren die Ereignisse in Gretes freudlosem Leben, auch wenn sie Schmerzen aufwühlten, neue Sehnsuchtsqualen weckten. Die geliebten Augen schauten sie so traurig, so mitleidig und vorwurfsvoll an.

„Ich bin ein Heimatloser. Ich lebe nur im Hotel, mein Koffer. — das ist mein Behagen!“ flugte Max. Sie wußte, er floh vor ihr, vor seiner Liebe, vor dem Glücksverlangen, das in ihnen beiden war, das nur in Schuld enden konnte.

Rüders wußte, wie groß das Opfer war, das Grete gebracht hatte, als sie bei dem Gatten blieb; nur er, der Vertraute, der Eichhofens Toben und Fluchen, seine harten, bissigen Worte mit anhörte, kannte ihr Martyrium. In seinem grenzenlosen Erbarmen mit ihr redete er ihr auch dringend zu, sich im Sommer doch wenigstens eine Woche der Erholung zu gönnen. Rierbach feierte im September seinen siebenzigsten Geburtstag. Er wollte freilich von einer besonderen Ehrung nichts wissen und war fest entschlossen, in dem einsamen Fischerdörfchen zu bleiben, in dem er in diesem Jahre seine Studien machte, wo man ihn vollständig vergessen konnte. Aber die Schüler würden doch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ihrem geliebten Lehrer ihren Dank auszudrücken, und es war vorauszu sehen, daß der Tag eine originelle Feier brächte. Grete hatte sich schon ein paarmal an den Schreibtisch gesetzt, um, wie es ihr früher so leicht gelang, heitere Verse zu dichten. Seufzend gab sie es immer wieder auf.

„Mir fällt nichts mehr ein!“ sagte sie traurig zu Rüders. „Ganz dumm und stumpfsinnig bin ich geworden!“

Aber eine Überraschung hatte auch sie sich für den Tag eronnen. Sie wußte aus Trudels Briefen, wie sich die Schwester nach ihrem Mann sehnte und daß sie doch nicht den Mut hatte, mit dem Vater, der so viel für sie getan hatte, über Waldemars Rückkehr zu sprechen.

Eine von ihnen beiden sollte wenigstens glücklich sein. So hatte Grete denn ihrem Schwager das Reisegeld geschickt und mit ihm in aller Heimlichkeit vereinbart, er sollte plötzlich unter den Gratulanten auftauchen, ohne daß seine Frau vorher eine Ahnung von dem Wiedersehen besaß. Gretes stiller Plan ging noch weiter. Sie wollte künftig der Schwester allmonatlich eine bestimmte Summe für den Haushalt schicken, damit diese traurige Trennung ein Ende nehmen konnte und die liebe Trudel wieder ihr eigenes Heim hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Warum die Blätter fallen!

Von Dr. E. Scheidner.

Wieder ist der Herbst ins Land gezogen, um im bisher so gleichmäßig wohlthuenden Grün der Wälder bunte Teppiche zu wirken. Wie ein letzter volltönender Ausklang von Glanz, Wärme und Schönheit vor dem Einzuge des Winters ist das überall sich darbietende leuchtend buntfarbige Bild. In den Kronen der Bäume beginnt es lichter zu werden, leise und allmählich sinkt Blatt um Blatt zu Boden; immer mehr in dichten Schwärmen werden ihnen folgen, wenn der herbstliche Sturmwind sie dem Zweigwerk entreißt und in tollem Tanze dahintreibt.

Da liegt es nahe, dieser alljährlich sich wiederholenden Erscheinung, die einen so tiefen Einschnitt in unserm Leben hervorruft, einmal mehr nachzugehen und sie in ihren Gründen zu untersuchen, wie sie die neuere botanische Forschung festgelegt hat.

Allgemein bekannt ist die Tatsache, daß die Pflanzen vermöge ihrer Wurzeln in ständiger Verbindung mit dem Wasser und den darin gelösten Salzen in sich aufnehmen. Durch ein besonderes System von Leitungskanälen, die der Botaniker als Gefäßbündel bezeichnet, werden diese Säfte nach allen Zellen der Pflanze hingeführt und schließlich auch in die Blätter, wo die Gefäßbündel als „Adern“ oder „Nerven“ auf deren Oberfläche erscheinen. Wenn nun aber der Pflanze beständig in selber Maße Wasser zugeführt würde, so füllten sich die Zellen des sie aufbauenden Gewebes immer mehr, was einen Überdruck in ihrem Innern verursachte. Um nun dem fortwährend zugeführten Wasserstrom ständig in gleicher Kraft entgegen zu können, ist die Pflanze gezwungen, den Überfluß wieder abzugeben; sie dünstet in gasförmigem Zustande das Wasser wieder aus, ein Vorgang, den wir Transpiration nennen. Dies geschieht vor allem in den Blättern, welche zu diesem Zwecke eigens dazu ausgebildete Organe besitzen, die sogenannten Spaltöffnungen, die wir auch Luftspalten nennen können. In großer Zahl durchbrechen sie die Blattoberhaut oder Epidermis; — so ist nach Röll ein mittlere Koblblatt mit circa 11 Millionen, ein Sonnenblumenblatt mit circa 18 Millionen Spaltöffnungen versehen, — und da zudem Wasser in dem wunderbaren Nerven system der Blätter äußerst gleichmäßig über die Blattoberfläche verteilt wird, wird dementsprechend eine weitgehende Verdunstung ermöglicht. Dazu kommen noch einige weitere Hilfskräfte. Einmal der Wind, der durch sein Streichen über die Blattoberfläche die Transpiration ganz bedeutend begünstigt, und dann das Blatt selbst, das umgekehrt durch seine meistens flache Form dem Winde oder, allgemeiner gesagt, den Luftströmungen eine möglichst große Fläche zur Verstreichung darbietet. Dies wäre eine der vielen Aufgaben des Blattes, von denen wir alle jedoch hier nicht besprechen können. Immerhin vollbringen die Blätter allein schon durch diese Verdunstung ganz exorbitante Leistungen. So verdunstet beispielsweise eine Sonnenblumenstaude von Manneshöhe während eines hellen Tages über einen Liter Wasser, und man hat berechnet, daß ein Morgen mit Koblspflanzen in vier Monaten 2 Millionen Liter, ein solcher mit Hopfen 3—4 Millionen Liter Wasser verdunstet. Bei einer einzelstehenden Birke mit etwa 200 000 Blättern wurde nach einer anderen Schätzung das verdunstete Wasser an einem heißen, trockenen Tage auf circa 500 Liter berechnet; im Tagesdurchschnitt auf 60—70 Liter. Die durchschnittliche Verdunstungsanlage eines Buchenwaldes beträgt täglich etwa 30 000 Liter.

Im Herbst, wenn die Temperatur allmählich sinkt, nimmt in entsprechendem Maße auch die Bodenwärme ab. Sobald jedoch diese Abnahme einen gewissen Grad erreicht, sind die feinen Wurzelhärchen nicht mehr imstande, dem Boden die nötige Feuchtigkeit zu entnehmen. Der Wasserzufluß hört also auf, zugleich aber erhöht die kühler werdende Luft die Transpiration in bedeutendem Maße; kühle Luft ist trocken und entnimmt so der Pflanze gleichsam alle Feuchtigkeit. Obwohl es nun gerade im Herbst sehr viel regnet, das Erdreich also mit Feuchtigkeit oft über und über gesättigt ist, so kann die Pflanze doch keinen Gebrauch davon machen, da sie jetzt völlig unfähig geworden ist, das Wasser aufzunehmen. Durch vermehrte Transpiration Qualen des Durstes erleidend, verfiel sie dem Lofe des Tantalus in der Unterwelt der Griechen. Indessen weiß sie der doppelten Gefahr zu begegnen.



Freiwillige Nachahmung ist die erste Freundschaft.

nen, indem sie ganz einfach ihre Tätigkeit teilweise einstellt, die Blätter abwirft, um auf diese Weise die Transpiration fast völlig aufzuheben. So deutet sich uns der Laubfall nicht als ein Zeichen des Absterbens, wie so vielfach geglaubt wird, sondern durchaus als Lebenserscheinung, notwendig gemacht und hervorgegangen aus Anpassung an klimatische Verhältnisse, aus dem Wechsel der Jahreszeiten.

Die erwähnten Tatsachen erklären uns, auch die ganz entgegengesetzte Erscheinung, daß nämlich so manche uns wohl bekannte Pflanze ihr grünes Blätterkleid auch den Winter über beibehält, wie unsere Nadelhölzer, der Buchs und der Efeu, die Stechpalme, der Ligusterstrauch und andere. Ihre Blätter besitzen Einrichtungen, um die Transpiration möglichst einzuschränken, sei es durch eine starke ledrige Oberhaut wie bei Efeu, Buchs und Stechpalme, oder endlich auch durch Versetzen der Spaltöffnungen auf die Unterseite des Blattes, das dazu oft sich beidseitig nach unten hin aufrollt, so daß die Spaltöffnungen in eine außerordentliche windgeschützte Lage gebracht werden. Da diese Pflanzen auf solche Weise den Gefahren des Winters eben so gut gewappnet gegenüberstehen, so können sie ruhig ihre Blätter beibehalten.

Es wirkt zunächst überraschend, daß auch in den Tropen viele Bäume regelmäßig ihr Laub verlieren, obwohl dort der Winter unbekannt ist. Auch in diesem Fall aber handelt es sich um verwandte Ursachen, die naturgemäß auch gleiche Wirkungen hervorbringen, indem in jenen Gegenden die Pflanzen durch die Trockenperiode zu einem alljährlichen Laubfall gezwungen werden. Der Grund ist leicht einzusehen. Die große Trockenheit der Luft bedingt erhöhte Transpiration, während der so verursachte Wasser-Verlust infolge der Trockenheit des Bodens nicht ersetzt werden kann. — Auch innerhalb des Reichsbildes unserer Städte kann im Sommer gleiches beobachtet werden, besonders in den Alleen, asphaltierter Straßen. Die Erscheinung beruht auf gleichen Ursachen wie in den Tropen. Der Asphaltbelag verhindert die Eindringen der Feuchtigkeit in den Boden, während die von den Häuserfluchten rückgestrahlte Wärme erhöhte Transpiration bedingt; beides im Verein erklärt den Laubfall.

Bevor nun jedoch die Blätter abfallen, spielen sich einige Vorgänge ab, die kurz noch erwähnt werden müssen.

Die Blätter haben, wie bereits hervorgehoben, noch andere Aufgaben zu erfüllen. So liegt ihnen auch vor allem die Herstellung der pflanzlichen Baustoffe und gewisser Nährstoffe ob. Zu Beginn des Herbstes nun beginnen diese sich zu verflüssigen und in das Innere, in den Stamm zu wandern. Dadurch ist das Blatt, wenn es abfällt, völlig wertlos geworden, bedeutet also für die Pflanze keinen Verlust. Im darauffolgenden Frühjahr vollzieht sich der umgekehrte Vorgang.

Der Blattfall erfolgt durch eine eigentümliche Gewebeschicht, zwischen Stiel und Zweig, die man die Trennungsschicht genannt hat. Wie der Altmeister populär botanischer Darstellung Kerner von Marilaun ausführt, besteht diese Schicht aus laastreichen Parenchymzellen, deren Wände so gebaut sind, daß ihr Verband sowohl durch mechanische wie durch chemische Einflüsse leicht aufgehoben wird. Die Anregung zu ihrer Entstehung wird gewiß sehr häufig durch die Beschränkung der Transpiration gegeben, in den Gegenden, die einem kalten Winter entgegensehen, durch die allmähliche Abkühlung des Bodens und Einstellung der Saugtätigkeit der Wurzeln. Sobald diese Einschränkung der Transpiration beginnt, entstehen im Grunde der Blätter und Blättchen zartwandige Zellen, die sich durch Teilung rasch vermehren und schon nach kurzer Zeit einen Wulst bilden, der sich durch seine hellere Färbung und auch dadurch, daß er etwas durchscheinend ist, von dem dicken älteren Gewebe unterscheidet. Das wuchernde Gewebe, das regelmäßig am Stiel des Blattes entsteht, drängt und zerrt nun die andern älteren Zellen förmlich auseinander und kann selbst eine Zerreißung derselben veranlassen. Der unbedeutendste Anlaß kann jetzt eine Zerklüftung des abgelockerten Gewebes, ein Auseinanderreißen der Zellen in der Trennungsschicht herbeiführen. Allein schon das Gewicht des Blattes reicht hin, um seine vollständige Abtrennung zu bewerkstelligen.

Oft jedoch treffen wir auf unseren winterlichen Spaziergängen auf Eichen- und Buchenbüsche, die noch voll dicker Blätter sind. Das hängt damit zusammen, daß der Busch vor der Unbill des Winters überrascht wurde, bevor er Zeit fand, die Trennungsschichten herzustellen.

Wenn das Blatt abfällt, so bleibt an dessen Stelle eine deutlich sichtbare Narbe zurück, die nichts anderes als eine Storkhicht bedeutet, welche vor der Abtrennung schon auch für den richtigen Verschluss sorgt, damit durch die Ablösung des Blattes nicht etwa eine Wunde entstehe.



Aus der Kriegszeit.

Die Fronde. (Zur Geschichte eines politischen Schlagwortes.) In politischen Erörterungen ist jetzt vielfach von einer „Reichskanzlerfronde“ die Rede gewesen. Damit ist ein politisches Schlagwort wieder aufgenommen worden, das nach dem im März 1890 erfolgten Rücktritt des Fürsten Bismarck in den damaligen politischen Kämpfen eine hervorragende Rolle gespielt hat. Man sprach damals allgemein von der Bismarck-Fronde und meinte damit die Gegnerschaft des Reichskanzlers und seiner politischen Freunde gegen die damalige Regierung. Fürst Bismarck nahm das auf ihn geprägte Schlagwort „Bismarck-Fronde“ übel auf, und am 1. Juli 1897 erschien in den „Hamburger Nachrichten“ ein energischer Protest gegen diese völlig ungerechtfertigte Bezeichnung, die im 17. Jahrhundert den Kampf einer bewaffneten Partei gegen den König bedeutet habe. . . . Tatsächlich wurde der Name „Fronde“ als politisches Schlagwort in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Frankreich geprägt. Es geschah dies zur Zeit des allmächtigen Ministers Mazarin, der während der Minderjährigkeit des Königs XIV. das Land beherrschte. Das französische Wort fronde hat von Hause aus die Bedeutung „Schleuder“; es ist aus dem lateinischen Ausdrucks fundula (Schleuder) hervorgegangen, dem die Franzosen des 17. Jahrhunderts wegen ein r eingefügt haben. Mit frondeur bezeichnete man ursprünglich in der französischen Sprache einen Steinwerfer, im besonderen einen mit Steinen werfenden Anaben. Von Vachaumont, einem der Anhänger Mazarins, wird die Aeußerung berichtet: Der Herzog von Orleans käme mit dem Parlament so wenig zu seinem Ziel, wie die Polizei mit den Frondeurs, d. h. mit den Pariser Gassenjungen, die trotz aller polizeilichen Maßregeln nicht aufhörten, sich gegenseitig mit Steinen zu bewerfen. Nach einer anderen Darstellung wurden die Angriffe auf den Hof mit Steinwürfen verglichen. Da das Regiment Mazarins bei der Pariser Bevölkerung allgemein verhaßt war, gewann bei ihr das ursprüngliche Spottwort frondeur als Parteibezeichnung bald eine ehrende Bedeutung; man wendete es etwa im Sinne von „waderer Mann“ an und bezeichnete sogar Waren- und Gegenstandsgegenstände als à la fronde. Bei den im Jahre 1652 in Bordeaux entstandenen Wirren teilten sich die Frondeurs in die große und die kleine Fronde. Zu diesen trat dann eine dritte Partei unter dem Namen Formée (Mmenallee); die Mitglieder pflegten sich in einer solchen Allee zu versammeln. Wenn in neuerer Zeit das Wort „Fronde“ in der allgemeinen Bedeutung „Opposition“ wieder aufgefunden ist, so ist dabei sicher das ähnlich klingende Wort „Front“ und besonders die Redewendung „gegen jemanden Front machen“ nicht ohne Einfluß gewesen. Das Wort „Front“ hat aber einen ganz anderen Ursprung als der Ausdruck „Fronde“; es stammt, wie bekannt, von dem lateinischen frons (frontis), die Stirn, ab.

Monitore. Uns wird geschrieben: In einem der letzten Heeresberichte war von österreichisch-ungarischen Monitoren die Rede, die die über die Donau geschlagene Pontonbrücke im Rücken der über den Strom gebrungenen rumänischen Truppen zerstörten. Bei diesem Anlaß ist es von Interesse, auf die wenig bekannte Geschichte dieser Fahrzeuge hinzuweisen, die von den Engländern mit einem geheimnisvollen Schleier umgeben zu werden pflegen und die nichts anderes sind als flachgehende, schwimmende Batterien mit möglichst schwerer Artillerie. Die Bezeichnung „Monitor“ stammt von dem durch den Ingenieur Ericsson in wenigen Monaten während des Sezessionskrieges erbauten Kampfschiffe dieses Namens. Dasselbe erlangte eine gewisse Berühmtheit durch den Kampf mit dem für die damalige Zeit stark gepanzerten „Merimac“ der Südstaaten am 9. März 1862 bei Hampton Roads. Kapitän Worden war der Führer dieses ersten „Monitor“, dessen Namen die Südstaaten daran erinnern sollte, daß ihre Batterien an den Flusseingängen kein Hindernis mehr für die Unionsflotte böten. Der Kontrakt zur Ge-

bauung des Fahrzeuges ward unter der Bedingung abgeschlossen, es müsse Erfolg haben und sich als tüchtig erweisen; falls dies nicht der Fall sei, sollten die Erbauer kein Geld erhalten, ausgenommen einige Vorschüsse. Der „Monitor“ war also bei seinem ersten Kampfe teils noch Privateigentum der Herren Winslow und Griswold, die den Bau auch unter diesen Bedingungen annahmen. Ericsson reiste selbst nach Washington und wußte nicht nur Lincoln, sondern auch den Marineminister und die Kommission zu überzeugen. Worden, der Kommandant des „Monitor“, war während des Kampfes gegen den „Merrimac“ durch einen Schuß in das Steuerhaus fast erblindet. „Monitor“ scheiterte dann später, da er nicht sehr seelüchtig war, am Kap Hatteras. Aber die Nordstaaten bauten fortan größere und stärkere Turmschiffe nach diesem Prinzip. Die Erfindung selbst ist trotz der damaligen ersten Fertigstellung dieser Schiffart keine amerikanische, denn schon viel früher hatte der engl. Kapitän Coles diese Form für Kampfschiffe empfohlen. Weiterhin gehören zu den Monitoren der dänische „Hoff Krake“, der im Krieg 1864 im Sund auftrat, ebenso sind die gepanzerten Flusfahrzeuge unseres Bundesgenossen Österreich-Ungarn dazu zu rechnen. Schon seiner erste „Monitor“ war ein nicht sehr großes, flachgehendes und wenig aus dem Wasser hervorragendes Panzerfahrzeug mit zwei Geschützen schwerer Kalibers in einem besonders stark gepanzerten Turme; es bot somit dem Gegner eine sehr geringe Zielfläche. Die Ausmessungen betrugen 1000 Tonnen Wasserverdrängung; Länge 52,4 Meter und Tiefgang 3,2 Meter. Die Besatzung zählte 58 Mann. Die Artillerie setzte sich zusammen aus nur zwei 27,9 Zentimeter-Dahlgren-Geschützen. Der Turm war um eine Spindel durch ein Zahnfranz-Schwenkwerk drehbar. Was nun die von England im letzten Kriege mit so viel Rederei und Versprechungen in Gebrauch genommenen Monitore und deren Unverletzlichkeit anbelangt, mag in erster Linie auf die Reihe der bereits vernichteten Schiffe hingewiesen werden. So weit festzustellen ist, gibt es drei Arten und zwar erstens: große Schiffe mit Ramm- und mit zwei 35,6-Zentimeter-Geschützen. Diese Boote erscheinen nahezu rund! Bei einem Teil dieser ganz besonders schwer ausgerüsteten Monitore sind, wie bei einem Vorstoß zwischen Valsour und Sir Marlham im Oberhaus bekannt wurde, teilweise die ursprünglich für die noch im Bau befindlichen großen Linienfahrzeuge bestimmt gemessenen 38,1-Zentimeter-Geschütze samt Unterbau verwendet worden. Valsour betonte dies besonders, um damit die verzögerte Fertigstellung der auf Stapel liegenden Dreadnoughts vor dem Parlament zu entschuldigen. Zweitens: kleine Fahrzeuge mit Ramm- und nur einem Geschütz von 23,4 Zentimeter vorn und einem 7,6 Meter langen 15,2-Zentimeter-Geschütz achtern. Drittens: kleinere Fahrzeuge nur mit dem Buchstaben „M“ und einer Nummer bezeichnet, die nur zwei 15,2-Zentimeter-Geschütze mit 7,6 Meter langen Röhren tragen. Die Besatzung zählt 70 Mann. Sämtliche Monitore haben wenig Tiefgang und können keine besondere Geschwindigkeit entwickeln. Der geringe Tiefgang und die abgeschrägte Form des Rumpfes sollen sie nahezu torpedosicher machen. Nach englischen Zeitungsberichten haben sie überdies ringsum einen mit nicht näher bezeichneten Stoffen gefüllten Wulst, in dem ein Torpedo, ohne den eigentlichen Schiffskörper zu beschädigen, zur Explosion gelangen kann. Bis jetzt hat man aber von Erfolgen dieser neuen Schiffsklasse nichts Beträchtliches erfahren können, trotzdem sie schon des Öfteren an der Beschädigung der flandrischen Küste, den Dardanellen und im Krakengebiete teilgenommen haben. Einzelne sind, wie aus den amtlichen türkischen Berichten hervorgeht, den Türken in die Hände gefallen, andere wurden vernichtet! (Zens. Bln.)

Ein australisches Friedenskraut im englischen Schützen. Durch die australischen Hilfskorps kamen die Engländer mit einem neuen Nervenregungsmittel in gefährliche Verührung. Es handelt sich um ein den Eingeborenen Australiens seit Jahrhunderten bekanntes Präparat, das sie aus einer in Zentralaustralien heimischen Pflanze herstellen. Von dem zur Familie der Nachtschatten zählenden Gewächs stammt das in seinen Wirkungen unserm Tabak nahestehende sog. Pituri, meist Bitcher genanntes Genußmittel. Zu seiner Gewinnung werden die Blätter einer Duboisart gesammelt, getrocknet und zerrieben. Während man nun im einfachsten Falle die ganzen Blätter nur kaut, formt man in der Regel aus den zerrissenen, mit Hilfe von Holzspitzen — deren Asche die allein wirksamen Bestandteile

der Blätter frei setzt — und einem Pflanzenfett Wissen daraus. Die Rolle, die das Pituri im Leben der Eingeborenen spielt, ist zweifellos eine sehr wichtige. Es ist für die Australier von der gleichen Bedeutung, wie Haschisch und Opium für den Orientalen, die Kola für den Westafrikaner und der Tabak für die Abendländer. Vor allen bedeutenden Unternehmungen wird Pituri gekaut; aber nur von den Männern, die Weiber sind ausgeschlossen. Mit dem Rufe: „Gaow, Gaow!“ (Friede, Friede) steckt man dem Gassefreund die frischgekauten Prime in den Mund; der so Beschenkte kaut sie weiter und gibt sie dem Wirt zurück, indem er sie ihm hinter die Ohren steckt. In allen Versammlungen geht ein Pituribissen von Mund zu Mund; und niemand wird reden, ehe er sich nicht durch Kauen Mut und Erleuchtung geholt hat. In kleinen Dosen ist die Wirkung des Pituri eine schwach anregend; im Grunde stellt sich eine Unempfindlichkeit ein, das Gefühl für Hunger und Durst wird für kürzere oder längere Zeit erheblich gemindert. Nach der Seite ist der Einfluß dem der Kolablätter gleich zu setzen. Letztere fanden ja auch besonders in Form des Kolas in erster Linie durch die Kanadier Verbreitung in den englischen Heeren. Wie die Kolablätter enthalten auch die Pituriblätter einen bisher allerdings noch nicht genau erforschten Bestandteil: das sog. Pituri, das die Wirkung auslöst. Es ruft bereits in Gaben von 5/1000 Gramm eine leichte Narose hervor; bei größeren Dosen folgt allgemeine Schwäche, Blässe der Haut, Zuckungen, Schweiß, Lähmung und endlich der Tod. Im allgemeinen darf man sagen, daß die Wirkung des Pituri unserm Tabak sehr ähnlich ist; ein Unterschied liegt darin, daß es wie das Kola eine zunächst angenehm empfundene Erregung herbeiführt, den Blutdruck steigert, schon dadurch die Gehirntätigkeit anregt und so tatsächlich wohlthätig auf den Organismus einzurücken vermag. Die Gefahr beim Genuß des Pituri ist dadurch gegeben, daß auch die Europäer — wie jetzt schon die Erfahrung bei den australischen Frontsoldaten zeigte — dem Genußmittel in Kürze sehr stark habtügen, immer größere Gaben nehmen und so schnell einem Mittel erliegen, das ähnliche Verheerungen anrichten dürfte, wie das Kola, dessen weite Verbreitung in der englischen Armee den Militärbehörden viel zu schaffen macht.

Die „Wiener Damenkapellen“ in Paris. Zugleich mit der Begeisterung für die Wiener Operetten, die vor dem Kriege in Frankreich herrschte, hatten sich in der Seinestadt auch zahlreiche Wiener Damenkapellen niedergelassen, die mit lustigen Walzerweisen das Ohr der Franzosen entzückten. Unter den Patrioten, die im Kriege nicht nur die bösen Deutschen, sondern auch ihre österreichischen Verbündeten ausrotten wollten, hat es nun arge Verstimmung erregt, daß diese Damenkapellen, nachdem die allgemeine Traurigkeit und das Stoden alles Lebens in den ersten Monaten überwunden war, ihre Tätigkeit wieder aufgenommen haben. In einer Plauderei des „Temps“ verrät Abel Hermant, warum man diese geigenenden und blasenden Damen nicht in ein Konzentrationslager übergeführt hat. Es erwies sich nämlich bei näherem Nachforschen, daß sie alle vom Montmartre, aus Batignolles und anderen Vororten von Paris stammten und gute Französinen waren. Sie haben nun von selbst den patriotischen Wünschen nachgegeben und nennen sich — ein Zeichen der Zeit! — italienische Damenkapellen.

Motorsegler zur Behebung des Frachtraummangels. Der Krieg hat bekanntlich zu einem Mangel in Frachtraum im Seeverkehr geführt, der sich in allen Staaten diesseits und jenseits des Ozeans bemerkbar macht und nachgerade zu einer internationalen Schwierigkeit geworden ist. Nunmehr wird der Versuch gemacht, durch den Bau besonders praktischer, billiger und schnell zu konstruierender Holzschiffe einer Zunahme dieses Mangels zu steuern. Der Gedanke geht, wie der „Prometheus“ mitteilt, von Amerika aus, wo gegenwärtig zahlreiche hölzerne Segelschiffe mit Olnotoren gebaut werden. Diese Segelschiffe, die kleinere Abmessungen haben für die ein Hilfsmotor genügt, sollen insbesondere mit der für die Verfrachtung von Holzladungen gebrauchten Dampfmaschinen in Wettbewerb treten. Die kleinen „Motorsegler“ sollen auch größeren motorlosen Segelschiffen dadurch überlegen sein, daß sie nicht so sehr den Zeitverlusten durch niedrige Windverhältnisse ausgesetzt sind und auch Schleppkosten vermeiden können. Auch in Norwegen hat sich nunmehr eine neue Gesellschaft gebildet, die auf einer norwegischen Werft, die jetzt errichtet werden soll, baldmöglichst den Bau derartiger Motorsegler in Angriff nehmen will.